

Ulrich Brand

Die Produktion alternativen Wissens in neoliberal-imperialen Zeiten Oder: Warum die PERIPHERIE wichtig bleibt*

Von den aktuellen Umbrüchen bleibt die Produktion kritischen Wissens nicht unberührt. Die Produktion von Theorie, Vernunft und Wahrheit ist nämlich selbst eine politische Praxis und ein materielles Verhältnis, damit ein komplexer, von Machtverhältnissen durchdrungener Prozess. Theorien, dies macht beispielsweise Alex Demirovic in seinen Arbeiten immer wieder deutlich, erzeugen spezifische Problemhorizonte und tragen zu einer Sicht der Dinge bei, die dann – in einem keineswegs unilateralen Prozess – wichtig sind für die Legitimität gesellschaftlicher Praxen. Das neoliberale Projekt ist gerade durch die Dominanz bestimmter Wissensformen über andere, besonders deutlich in den Wirtschaftswissenschaften, vorangetrieben worden.

Wissen wird reguliert und tendenziell monopolisiert; es reproduziert eine gesellschaftliche Arbeitsteilung von Hand- und KopfarbeiterInnen. Dies war schon immer ein Dilemma kritisch-emanzipativer Wissensproduktion, nämlich selbst in der Absicht, die herrschaftlichen Formen gesellschaftlicher Arbeitsteilung zu kritisieren und aufzubrechen, diese doch tendenziell zu reproduzieren, insbesondere, indem die Subalternen inkompetent gehalten werden. Antonio Gramsci, Michel Foucault und Gayatri Spivak wiesen auf die im herrschenden Diskurs nicht repräsentierten Erfahrungen hin – eben jene von ethnisch strukturierter, geschlechtsspezifischer und Klassenspaltung, Ausgrenzung und alltäglicher Krisenerfahrung jenseits der *imagined community* am Standort D. Fragen der Umverteilung oder Machtfragen hinsichtlich der Verfügung über das Kapital sind kaum stellbar bzw. werden mit dem Verweis, die „Leistungsträger“ (Peter Glotz) nicht vergrätzen zu dürfen, als unzulässig abgetan.

Kritische Intellektualität, auch wissenschaftliche, hat in der neoliberal-imperialen Konstellation weiterhin wichtige Aufgaben: Indem auf Widersprüche zwischen Postulaten und realer geschichtlicher Entwicklung hingewiesen wird, in-

* Helen Schwenken danke ich für kritische Anmerkungen.

dem Konsense infrage gestellt und andere Möglichkeiten sozialer Reproduktion aufgezeigt werden. Was nun aber eine kritische Intellektualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts ausmacht, ist nicht einfach zu bestimmen. Zunächst einmal ist sie in dem skizzierten Kontext zu verorten, den sie herrschaftskritisch wahrnimmt (im weiten Sinne des Wortes, also nicht nur intellektuell-denkend) und analysiert. Wie reproduzieren und verändern sich die konkreten Lebens-, Arbeits- und Handlungsbedingungen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen? Was sind die Strukturen, Modi und Dynamiken, in denen sich gesellschaftliche Reproduktion immer wieder als asymmetrische und vielfältige Herrschaftsformen vollzieht? Dies impliziert Perspektiven, welche die Lebenserfahrungen der Subalternen nicht außen vor lassen. „Subaltern“ sind im globalen Kapitalismus aber nicht per se die ArbeiterInnen in den materiell reichen Ländern oder jene ohne Lohnarbeit. Ein globaler Blick deckt schnell die hochgradig widersprüchlichen Konstellationen auf. Zentral, wenngleich nicht ausschließlich, geht es kritischen, wissenschaftlich tätigen Intellektuellen um die Bereitstellung eines Strukturwissens, das zur Reflexion unterschiedlicher gesellschaftlichen Praxen beiträgt.

Wenn derzeit wissenschaftlich-theoretische Gültigkeitskriterien und Beurteilungsmaßstäbe neu ausgehandelt und institutionell abgesichert werden, dann ist m.E. aus herrschaftskritischer Sicht *unter anderem* die Produktion eines Wissens relevant, das die aktuellen politischen, sozio-ökonomischen und kulturellen Verhältnisse als historisch entstanden, von Interessen durchzogen, die Lebens- und Handlungsbedingungen diverser Gruppen sehr unterschiedlich strukturierend und umkämpft analysiert. Das ist zwar irgendwie trivial, droht aber dennoch immer wieder vergessen zu werden.

Kritische Wissensproduktion an den Hochschulen

Jüngere Sozialwissenschaftler müssen mit verschiedenen Erfahrungen umgehen: eine im Vergleich zu den 1970er Jahren schärfere Konkurrenz innerhalb des Wissenschaftsbetriebes, die natürlich auch Inhalte betrifft und kritische Gesellschaftstheorie als „überholt“ oder unwissenschaftlich zu entwerten versucht. Distinktionskriterien sind heute Veröffentlichungen in *peer reviewed journals*, englischsprachiges Publizieren und die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln, weniger der eigene Beitrag zu intellektuell spannenden Diskussionen. Diese Konkurrenz ist eingebettet in eine sich aufgrund der Unterfinanzierung und des hohen „Reform“-Drucks zunehmend und notwendig als Management verstehende Wissenschaftspolitik an den Hochschulen.

Nicht nur in Kassel wird zukünftig die Professur für Entwicklungssoziologie nicht mehr besetzt werden. Der soziologische *Mainstream* konzentriert sich aufs „Kerngeschäft“. Und auch in der Politikwissenschaft dominiert hinsichtlich der

Themen, Aufmerksamkeiten und Methoden die „OECD-Welt“. Auf jüngere WissenschaftlerInnen wird ein – meist impliziter und von den Individuen internalisierter – Druck zur Anpassung ausgeübt. Besonders dramatisch ist es in den Wirtschaftswissenschaften; aber auch in der Soziologie und Politikwissenschaft sieht es nicht eben rosig aus.

Es geht hier nicht um einen kulturpessimistischen Verweis darauf, dass „früher“ alles besser gewesen wäre. Ich kenne dieses Früher kaum, ahne aber aufgrund der Desillusionierung und der wissenschaftlichen Nicht-Kommunikation älterer KollegInnen, dass sich Vieles im wahrsten Sinne des Wortes erschöpft hat. Sozialwissenschaftlich arbeitende Intellektuelle scheinen zunehmend die Bedingungen der sozio-ökonomischen Reproduktion akzeptiert zu haben, demzufolge Veränderungen nur noch im Staat und/oder in der Zivilgesellschaft vorgestellt werden können (Jürgen Habermas ist sicherlich das herausragende Beispiel). Ein zentrales Stabilitätsmoment des neoliberalen Gesellschaftsprojektes liegt – trotz seiner Widersprüchlichkeit und immer wieder formulierter Kritik – zudem darin, dass nach dem Ende staatlichen Steuerungsoptimismus und des Realsozialismus gesellschaftliche Alternativen weitgehend desavouiert sind. Zudem hat bei vielen WissenschaftlerInnen das Bedürfnis nach Anerkennung dazu beigetragen, dass sich in Zeiten, in denen kritisches Denken nicht *en vogue* ist, viele Intellektuelle davon verabschiedet haben. Bei einer Tagung Ende Juni 2005 in Frankfurt a.M. zu den Perspektiven kritischer Wissenschaft verdeutlichte ein Kollege aus Frankreich, dass in den 1970er Jahren marxistisches Denken auf sehr oberflächliche Weise in Mode war und seither jeder Modenwechsel mitgemacht wurde.

Theoretische und institutionelle Innovationen haben zweifellos stattgefunden. Die partielle Internationalisierung der Hochschulen ermöglicht prinzipiell Einflüsse und Erfahrungen jenseits der Fixierung auf das angelsächsische System. Angesichts der unübersehbaren Legitimationskrise des neoliberalen Gesellschaftsumbaus – die in manchen Ländern mit einer für viele Menschen desaströsen Funktionskrise einhergeht – scheint sich zudem neben praktischer auch analytische Kritik zu rehabilitieren. Daher müssen wir an der Hoffnung festhalten, dass fundierte und undogmatische Gesellschaftstheorie und -kritik in einer „post-neoliberalen“ Konstellation wieder an Legitimität und Gehör gewinnt. Sozialwissenschaft sollte sich gegen den Imperialismus der neoklassischen Ökonomik wie auch der neoliberalen Gesellschaftstransformation nicht auf die Option einer „besseren Regulierung“ verlegen, so wichtig konkrete Vorschläge und alternative „Erzählungen“ sind. Schließlich scheint mir eine Perspektive, angesichts der enormen gesellschaftlichen Komplexität an den Universitäten Menschen zu „non-konformistischen Intellektuellen“ (Max Horkheimer) auszubilden, sie also in die Lage zu versetzen, in ihrer jeweiligen konkreten Praxis auch außerhalb der Uni-

versitäten kritisch reflektierend agieren zu können, von enormer Aktualität. Es geht weiterhin darum, Optionen für eine andere Welt zu bauen und die Dissidenz innerhalb der Eliten – und von denen sprechen wir *de facto* und zunehmend auch, wenn wir wissenschaftliche Produktion im Blick haben – zu fördern.

Theorie kann hier *einen* Beitrag leisten (Theorie und wissenschaftliches Wissen allgemein sind nur eine Form und dürfen nicht gegen strategisches und Erfahrungswissen als überlegen ausgespielt werden). Theorie richtet sich gegen die Verabschiedung von Kritik. Theodor W. Adornos immer wieder bemühte Äußerung trifft weiterhin einen wichtigen Aspekt von Wissensproduktion: „Wer Theorie anachronistisch schilt, gehorcht dem Topos, was als Vereiteltes weiter schmerzt, als Veraltetes abzutun.“ In dem konsequenten Ausloten emanzipativer Potenziale unter sich dynamisch verändernden Bedingungen eines „globalen“, fragmentierend-vereinheitlichenden Kapitalismus liegt eine Kraftquelle kritischer Theorie – auch heute.

Ein wichtiger Aspekt ist die stärkere Bezugnahme von kritischer Wissenschaft auf emanzipatorische soziale Bewegungen. Es gibt bislang wenige Verbindungen zwischen der zunehmenden praktischen Kritik und wissenschaftlich-akademischer Wissensproduktion. NGOs wie WEED spielen hier eine wichtige Rolle für die Produktion politisch relevanten, kritischen Wissens. Der vor über drei Jahren gegründete wissenschaftliche Beirat von Attac ist ein interessantes Experiment. Er gibt einigen der dort Aktiven und dem globalisierungskritischen Netzwerk insgesamt einen diffusen Rückhalt, da Menschen sich sichtbar machen. Allerdings hat der Beirat noch kaum Formen angemessenen Engagements entwickelt. In ihm könnten sich jedoch eine Notwendigkeit und ein Wunsch artikulieren: Die wissenschaftlich arbeitenden Intellektuellen müssen ihre Isolierung überwinden und zur Ausarbeitung alternativer Sichtweisen und Praxen beitragen. Dafür sind im besten Sinne alternative Medien notwendig.

Es ist hoffentlich deutlich geworden, dass ich die ganze Zeit *auch* über ein Projekt wie die PERIPHERIE reflektiere. Der Zeitschrift und den sie machenden Menschen wünsche ich alles Gute. Zweifelsohne ist kritische, nicht auf die OECD-Welt fixierte, gründliche Reflexion nach wie vor notwendig. Zu hoffen ist, dass sie produktiv, intellektuell anregend und mitunter aufreibend geleistet wird.

Zum einen wünsche ich mir – wenn das an dieser Stelle erlaubt ist – eine gründlichere Rezeption theoretisch-konzeptioneller Entwicklungen in den peripheren Gesellschaften. Der Dominanz des Angelsächsischen ist in den wissenschaftlichen Disziplinen der Entwicklungspolitik und -soziologie wie auch in den Internationalen Beziehungen und der Internationalen Politischen Ökonomie neben der notwendigen Kritik der Theorien auch etwas entgegenzusetzen, wenn jene Theorien rezipiert werden, welche die Erfahrungen peripherer Vergesellschaftung reflektieren.

Zum anderen: Personelle Verstärkung zeichnet sich ab. Dass jüngere Menschen in der Redaktion mitarbeiten, ist erfreulich und notwendig. Man hatte bei den Foucault-, Neoliberalismus- und Migrationsheften den Eindruck erfrischender Themen und Herangehensweisen. Meine eigene Erfahrung in der Redaktion Ende der 1990er Jahre war noch davon geprägt, dass Jüngere zwar willkommen sind, die bestehenden Arbeitsstrukturen jedoch freundschaftlich-informell (und damit durchaus produktiv) an den „alten Hasen“ ausgerichtet waren.

Schließlich: Der PERIPHERIE ist in ihrem „zweiten Hundert“ etwas mehr Debattenfreude zu wünschen. Auch so entstehen Themen und Fragen, die dann gründlicher bearbeitet werden können. Das muss nicht aufgesetzt oder „erzwungen“ werden. Die PERIPHERIE könnte nach und nach dafür bekannt werden, dass in der Zeitschrift Diskussionen geführt werden können, begleitet oder auch angestoßen von der Redaktion (auch mal durch Übersetzungen aus dem nicht-angelsächsischen Sprachraum). Das ist nicht einfach planbar, sondern muss sich nach und nach zu einer produktiven „Diskussionskultur“ entwickeln. Und dass daran in unübersichtlichen Zeiten großer Bedarf besteht, wird wohl kaum jemand bestreiten.

Anschrift des Autors:

Ulrich Brand

ulibrand@gmx.de